Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 4 (1910)
Heft: 12

Artikel: Zur Frage der Prostitution
Autor: Spinner, J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-132283

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Art an sich tragen. Das sind die rechten Evangelien, die jedermann leicht verstehen und denen keine „Evangelienkritik“ etwas anhaben kann. Das Reich Gottes und Jesus Christus sind nicht eine Buchsache, sondern eine Lebenssache und sollen es immer mehr werden, ob die geschilderten Entwicklungen nicht auch diesen Sinn haben? Darum sagen wir auch am Schlusse dieses dritten und letzten Teils unserer Ausführungen über das große Thema: Jesus Christus wird den Menschen wieder in dem Maße erkennbar und verständlich, als wir eine Menschenwelt bekommen, die sein Bild an sich trägt. So werden wir aus den theoretischen Ueberlegungen hinausgetrieben in die Praxis. Anfang und Ende aller Dinge ist die Tat.

* * *

Damit also seien diese Ausführungen über den „Kampf um Jesus Christus“ geschlossen, vorläufig wenigstens. Denn sie wollten nicht einen Abschluß geben, sondern neue Prospektiven zeigen. Es ist nicht ihre Meinung, daß die große Krise schon vorüber sei, oder doch in Bälde vorüber sein werde. Wir können vielleicht heute ein Stück weit schon einen Weg erspähen in den Nebeln des Chaos, aber wir können nicht wissen, wie die Gestalt der Dinge sich genauer darstellen wird, wenn einmal das Neue in Reife und Klarheit dasteht. Es können ungewohnte, über Erwarten mächtige Entwicklungen kommen.

Also wollen wir uns vor zu eiligen Festlegungen hüten und Eins kräftig festhalten: Wir haben eine neue Erkenntnis Christi nötig. Wir glauben auch zu sehen, daß sie kommt. Die Welt sehnt sich nach dem Antlitz Christi. Aber es soll nicht bloß ein geschichtlicher, ferner, sondern ein lebendiger und naher Christus sein, und nicht bloß ein ungewöhnlicher Mensch, sondern ein wirklicher Christus, der Gott nnd Mensch zusammenbringt. Die gewaltige Unruhe und Gährung der Zeit geht einem neuen Erwachen Christi und der Christenheit voraus. Denn das steht uns fest: Jesus Christus wird erst recht das Zeichen der kommenden Zeit sein!

L. Ragaz.

Zur Frage der Prostitution.

Herr Stadtarztassistent E. H. Müller hat in Nummer 8 der Neuen Wege in einem sehr lesenswerten Artikel auf ein dunkles Blatt unseres Volkslebens hingewiesen. Er hat von der Unzucht gesprochen und Vorschläge gemacht, wie ein spezielles Gebiet derselben, die Prostitution am erfolgreichsten bekämpft werden könne. Mit großem sittlichen Ernst hat er sich über die vorwürfige Frage verbreitet und mir Mut gemacht zu einer kurzen persönlichen Meinungsäußerung über dieses heikle Gebiet. Unter seinen Vorschlägen begrüße ich besonders

denjenigen, welcher das Schutzalter für Mädchen auf das 18. Altersjahr festsetzen möchte; im übrigen gehe ich mit ihm darin einig, daß die polizeiliche und strafrechtliche Behandlung der Prostitution großenteils Bankrott gemacht habe und daß auf dem Wege der Fürsorgetätigkeit das meiste zur Sanierung bestehender Uebelstände beigetragen werden könne. Dieser Erkenntnis verdankt wohl das neugeschaffene Institut einer städtischen Polizeiassistentin seine Existenz. Die Aufgabe derselben besteht unter anderem darin, Töchtern, welche sich vergangen haben, helfend und ratend zur Seite zu stehen, sodaß sie den Weg wieder finden, um auf ehrbare Weise sich durchs Leben zu schlagen. Im schweizerischen Frauenkalender 1911 entwickelt die gegenwärtige Inhaberin der Stelle unter dem Titel „Mädchenschutzbestrebungen" nach einem vorangegangenen geschichtlichen Exkurs ihre Grundsätze. Sie sind eine beachtenswerte Ergänzung zu den Ausführungen von Herrn Dr. Müller. Von der Ansicht aus, daß es besser sei, Krankheiten zu verhüten als zu heilen, redet sie auch bei den Mädchenschutzbestrebungen den vorbeugenden Maßregeln das Wort. Selbstverständlich erwartet sie von denselben nicht alles, aber doch viel. Die Beobachtung, wie schwer es ist, ein Mädchen, das einmal auf eine abschüssige Bahn gekommen ist, wieder einem geregelten Leben zuzuführen, bringt sie zu der weitern Erkenntnis, daß alles getan werden sollte, um den ersten verderblichen Schritt zu verhüten. Sie wendet sich deshalb an das weibliche Geschlecht und ruft vorab die Mutter als erste und berufenste Hüterin auf den Plan. „Diese soll in die Seele des Kindes solche Gefühle und Eindrücke pflanzen, aus denen es später die Kraft und die Einsicht schöpft, verderblichen Verlockungen zu widerstehen." Und sie hat recht. Man merkt es jedem Kinde an, das in seiner Jugend nichts verspürt hat von dem wärmenden Hauch der mütterlichen Liebe. Nach einer vorliegenden Statistik haben im Jahr 1907 in Deutschland 179,177 Personen unehelich geboren. Ich bin überzeugt, daß eine Untersuchung darüber, wie viele von diesen Töchtern selber unehelich zur Welt gekommen, als verschupfte Kinder eine trübe Jugend gehabt oder keine Mutter ihr eigen genannt, weil die Notwendigkeit, den Erwerb außer dem Haus zu suchen, oder sogenannte gesellschaftliche Verpflichtungen eine rechte Erziehung verunmöglichten, ein verblüffendes Resultat ergeben würde. Wir müssen der Fürsorge von Müttern, welche unehelich geboren haben, sowie ihren Kindern noch größere Aufmerksamkeit schenken als bis dahin. Mancher Kindsmord könnte verhütet, mancher gewissenlose Vater, der sich feige drückt, zur Alimentation beigezogen und manche Tochter davor bewahrt werden, daß sie ihrer Gemeinde weitere uneheliche Kinder schenkt, wenn nach dem ersten Fall jemand da wäre, der sich der unglücklichen Mutter in Liebe annehmen würde. Der Amtsvormund der Stadt Zürich — ebenfalls ein neugeschaffenes Institut — wüßte davon viel zu erzählen. Im allgemeinen ist zu sagen, daß zum Schutz und zur Hebung des Weibes nie zu viel getan werden kann. Wo die Frau, welche in die

Ehe getreten ist, nicht die Fähigkeit besitzt und die Zeit dazu findet, den Platz auszufüllen, den Pestalozzi der Mutter zuschreibt, da sind gewaltige Schädigungen der Volksgesundheit unausbleiblich. Wir wollen die Frau, welche aus diesem oder jenem Grunde nicht in die Ehe tritt, so ausrüsten, daß sie im wirtschaftlichen Kampf nicht unterliegen muß, zugleich aber auch der Mutter helfen, daß sie wirklich Mutter sein kann. Je mehr wir an der Hebung des weiblichen Geschlechtes arbeiten, und je größer die Zahl der Männer wird, welche hoch von der Bestimmung des Weibes denken, umso kleiner muß die Zahl derer werden, welche Weibesleiber verkaufen oder zu kaufen begehren. Das Wort: In Christo Jesu gilt weder Jude noch Grieche, weder Knecht noch Freier, weder Mann noch Weib, sie sind allzumal eins! steht wohl in der Bibel, aber es steht noch nicht in unserer öffentlichen Moral und unsern gesetzlichen Bestimmungen. Unsere Strafgesetze und unsere Anschauungen sind so einseitig orientiert, daß, trotzdem bei der Prostitution immer zwei sein müssen, der Mann gewöhnlich leer ausgeht, während die Frau polizeilich überwacht, untersucht und bestraft werden soll. Man mag uns Moraltrompeter nennen, die kein Verständnis haben für die Bedürfnisse des Mannes. Solcher Spott darf uns aber doch nicht abhalten, den Grundsatz immer wieder neu zu betonen, daß es kein besonderes Recht für den Mann und keine besondere Moral für das Weib gebe. Man redet davon, daß die Prostitution nicht auszurotten sei, man ruft die Geschichte zur Hilfe und sucht durch sie den Beweis zu erbringen, wie alle Völker, so bald sie zur Städtekultur vorgeschritten, diese Erscheinung aufzuweisen haben und glaubt, dieser „Naturnotwendigkeit" gegenüber, je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, bald in der Kasernierung, bald im Bordell, bald im Logierhaus mit scharfer staatlicher Reglementierung und Einschreibepflicht für die betreffende Prostituierte das beste Mittel gefunden zu haben, das überhaupt möglich sei. Die furchtbar große Zahl der Geschlechtskranken hat zum Aufsehen gemahnt. Durch die ärztliche Untersuchung soll diesen begegnet werden, von ihr erwartet man das Heil. Es kann aber nachgewiesen werden, daß die unter Kontrolle stehenden Prostituierten die höchsten Erkrankungsziffern aufweisen, was uns folgende Tabelle zeigt:

Jahr	Einwohnerzahl von Berlin	Unter Kontrolle stehende Dirnen	Von venerisch. Erkrankungen zur Charité geschickt	% der Kontrollierten
1860 . .	528,900	989	1056	107
1865 . .	657,690	990	1148	117
1870 . .	760,000	1606	899	56
1875 . .	964,538	2241	1016	45
1880 . .	1,123,749	3186	1407	44
1885 . .	1,315,610	3598	1101	31
1886 . .	1,362,465	3006	1129	37

Jahr	Einwohnerzahl von Berlin	Unter Kontrolle stehende Dirnen	Von venerisch. Erkrankungen zur Charité geschickt	% der Kontrollierten
1887 . .	1,414,046	3063	1174	38
1888 . .	1,470,232	3392	1577	42
1889 . .	1,520,000	3713	1855	50

(Vergleiche Johannes Gaulke „Die Prostitution", Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik, Heft No. 36).

Nach einer in Frankreich aufgenommenen Statistik erkrankten unter 100 kasernierten Prostituierten in den Jahren 1872 bis 1888 im Durchschnit 40 pro Jahr, dagegen erkrankten in demselben Zeitraum unter 100 isoliert wohnenden Prostituierten im Jahresdurchschnitt 13 (vergleiche ebendaselbst Johannes Gaulke „Die Prostitution", pag. 10). Es soll mit diesen Angaben nicht zu viel bewiesen werden, sie sollen nur zeigen, daß in der vielgerühmten Reglementierung das Allerweltsheilmittel nicht gefunden ist. Bei allem kann ich die Frage nicht unterdrücken: Wäre es denn nicht vom Standpunkt der Gleichberechtigung von Mann und Weib aus gerechtfertigt, daß wie man vom Weib, das sich prostituieren läßt, verlangt, daß es sich der Einschreibung und der ärztlichen Untersuchung unterziehe, die gleiche Pflicht auch auf den sie besuchenden Mann ausdehnt? Geschlechtskrankheiten können vom Mann so gut übertragen werden, wie vom Weibe und wenn man von letzterem die polizeiliche Kontrolle verlangt, so wüßten wir nicht, warum nicht eine gleiche Forderung an den Mann gestellt werden könnte. Mancher „Ehrenmann", der sich nicht schämt, mit einer Dirne „ein Fleisch" zu werden, würde vielleicht doch etwas weniger „Bedürfnisse" in sich verspüren, die notwendig ihre Befriedigung verlangen, wenn er fürchten müßte, daß sein Name und sein Treiben bekannt würden. Ich könnte verschiedene Beispiele aus meiner Amtserfahrung anführen, da Familienväter, die zu Hause den zärtlichen Gatten und guten Vater spielen, an 16—17jährigen Mädchen sich vergangen haben, oder sie ihren Absichten dienstbar zu machen suchten, als man ihnen aber auf die Spur gekommen, aus lauter Angst, sie könnten an der Oeffentlichkeit diskreditiert werden, und Frau und Kind könnten Kenntnis erhalten von der Handlungsweise, die sie vom Standpunkt der eignen Herrenmoral aus als selbstverständlich betrachteten, alle Hebel in Bewegung setzten, um ohne öffentliche Brandmarkung wegzukommen. Das Verhalten solcher Leute zeigt uns doch zur Evidenz, daß ihr besseres Selbst, wenn wir es so nennen dürfen, ihre Lebensführung verurteilt. Es geht nicht an, daß der Mann das Weib nur als Werkzeug der Lust betrachtet und behandelt. Wir haben christliche Luft eingeatmet und können die Einflüsse von dieser Seite her nicht verleugnen, ohne uns den Vorwurf zuzuziehen, daß wir uns moralisch und kulturell rückwärts bewegen. Es ist Tatsache, daß unsere Städtekultur Er-

scheinungen in sich birgt, die man mit dem Namen modernes Heidentum bezeichnen möchte. Die Art, wie man vom Leben und von seinen Mitmenschen denkt, vom Lebensziel und Lebenswert und wie man vom Recht, ja der Pflicht des ungehinderten „sich Auslebens" redet, ohne jegliche Rücksicht auf die Rückwirkung solchen Verhaltens auf die Gesamtheit, erinnert in vielen Stücken an das Leben in der römischen Kaiserzeit, unmittelbar vor dem Auftreten des Christentums. Man kann nicht ohne Schamröte Worte lesen wie diese: Wie es an sich keine Schande ist, wenn ein reifer Mann seinen Oberarm, seine Beine oder sein Gehirn für eine bestimmte Tätigkeit gegen Barzahlung vermietet, gerade so wenig dürfte es einem reifen Weibe verargt werden, wenn sie ihren Schoß verkauft, vorausgesetzt, daß es mit vollem Bewußtsein, mit freiem Willen, in einer wirklichen Notlage oder mit Vorteil geschieht. (Vergleiche Robert Hessen „Die Prostitution in Deutschland", pag. 66.) Solche Aussprüche von Männern, welche in der Behandlung der Prostitution als Autoritäten gelten, sind sprechende Zeugnisse von der niedern Einschätzung des Lebens auch bei vielen Gebildeten.

Wir dürfen aber dennoch nicht der Dunkelseherei verfallen, welche die ganze Welt als ein großes Sodom und Gomorra betrachtet, nur weil ein Ausschnitt derselben sexuell in der Irre geht. Es ist ja wohl schrecklich, wenn nach Dr. Blaschko jeder Deutsche, der nach dem dreißigsten Jahr heiratet, durchschnittlich zweimal Gonorrhoe gehabt haben soll; daß eine solche Beobachtung auf unsere schweizerischen, speziell auch ländlichen Verhältnisse nicht zutrifft, könnte leicht nachgewiesen werden. Man darf Professor Heim ruhig recht geben, wenn er — gewiß auch im Blick auf die Stadt — bezeugt: „Es ist eine Lüge, daß es heutzutage keinen Jungen mehr gebe, der rein in die Ehe trete; ich weiß, daß dies eine Lüge ist. Ich kenne manche, die diese Behauptung Lügen strafen. Es sind ihrer mehr als man gewöhnlich annimmt. Die Behauptung, die geschlechtliche Abstinenz sei schädlich, ist eine bloße Fabel, erfunden von denjenigen, die ihr eigenes Laster zur Tugend stempeln möchten."

Ist auch die Sittlichkeit auf dem Lande nicht überall eine vorbildliche, so weiß doch jeder Kenner ländlicher Verhältnisse, daß die Anschauungen auf dem Sexualgebiet hier im Großen und Ganzen viel strenger sind, als in gewissen städtischen Kreisen, da durch eine leicht geschürzte Theater-, Tingeltangel- und Romankost oder durch Schriften, welche über die intimsten Vorgänge in schamlosester Weise berichten, eine dauernde Sexualatmosphäre geradezu gezüchtet wird. Ich habe während meiner zehnjährigen Amtstätigkeit in einer großen Landgemeinde Gelegenheit gehabt, die Volksseele zu studieren und dabei die Beobachtung gemacht, wie das Urteil des Bauern selten so scharf ausfällt, wie bei Verfehlungen auf sexuellem Gebiet. Vielleicht können andere Kollegen Grund haben, meine Beobachtungen nicht zu unterschreiben, typisch ist mir aber doch ein Fall, da ein vorher

angesehener Mann, nachdem er mit einer Witwe Verkehr gepflogen, der nicht ohne Folgen geblieben, dem Urteil der öffentlichen Meinung weichen und unter allgemeiner Verachtung die Gemeinde verlassen mußte. In der Stadt, wo die gegenseitige Kontrolle fehlt und der einzelne unbeobachtet und unerkannt seine Wege gehen kann, da wäre ein solches Gericht unmöglich. Es könnte aber doch der Beweis angetreten werden, daß da, wo es gelingt, eine starke öffentliche Meinung zu bilden, das Laster weichen muß. Eine Gefahr erkennen, und sie mutig beim Namen nennen, heißt, sie schon halb überwunden haben. Wir wollen uns deshalb nicht scheuen, Licht auf die dunklen Stellen werfen zu lassen. Wenn ich speziell an unsere zürcherischen Verhältnisse denke, so ist nicht zu leugnen, daß in den letzten Jahren eine merkliche Zunahme der Prostituierten speziell auf den Straßen zu beobachten ist. Herr Dr. Müller gibt die Zahl derselben nicht an. Ich will sie auch nicht nennen, obschon mich bei einer approximativen Schätzung durch eine amtliche Persönlichkeit ein leiser Schauer befiel.

Wo wohl die Gründe der Zunahme liegen? Man sagt uns, Zürich werde immer mehr Fremdenstadt, wobei dann gleich kalkuliert wird, wie bei der Debatte im Großen Stadtrat über die Einführung der Polizeistunde. Da hieß es unter anderem, die Rücksicht auf die Fremden und ihre Bedürfnisse mache es uns zur Pflicht, die Wirtschaften die ganze Nacht hindurch offen zu halten, was mit andern Worten heißt: Mag die physische und psychische Gesundheit von Einheimischen und Fremden den größten Schaden leiden, die Hauptsache ist, wenn Geld einläuft und der Ruf Großstadt zu werden, wächst. Nach Großstadtluft riecht es allerdings — nebenbei gesagt — wenn man hört, daß auswärtige Dirnen, nach neuester Gepflogenheit, für ein paar Wochen in Zürich ihre Gastrollen geben, um dann, wenn nicht bereits alles in Luxus und eitlem Tand aufgegangen ist, mit gespicktem Beutel unser Limmatathen wieder zu verlassen.

Wir wollen aber nicht dem Pharisäer gleichen, der da spricht: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, Räuber, Ungerechte und Ehebrecher ꝛc.! Es gibt fremde Elemente, die kein guter Sauerteig sind für unser Volk. Die Lebensführung vieler südländischer und slavischer Musensöhne verläuft augenscheinlich nach dem bekannten: Jugend hat keine Tugend! Es will mir aber vorkommen, wir Schweizer und Zürcher haben deutlich auch die Früchte von Bäumen zu kosten, die im eignen Lande gepflanzt und gepflegt worden sind. Maxim Gorki sagt in seinem Buche: „Die Zerstörung der menschlichen Persönlichkeit!“ folgendes: „Eine wahre pornographische Epidemie hat unsere Schriftsteller erfaßt, in Rußland ist ein neuer Schriftstellertyp entstanden: Der Gesellschaftsclown, der das zerstreuungssüchtige Bürgertum amüsiert; die Führer und Propheten des Volkes sind in die Schenke gegangen und in das öffentliche Haus.“ Paßt dieses Urteil nicht auf viele unserer Schriftsteller, auch auf solche, die den Doktortitel tragen? Man darf sich nicht verhehlen, daß Bücher

und Broschüren über die sexuelle Frage, wie sie in Legionen auf den Büchermarkt geworfen werden, in alle Geheimnisse des geschlechtlichen Lebens einweihen und dabei einer völligen Ungebundenheit des Individuums auf diesem Gebiete das Wort reden, einen ganz enormen Schaden anrichten. Diese Schriften werden viel mehr gelesen als man gewöhnlich meint und die Saat wuchert bereits in voller Ueppigkeit. Seriöse Aerzte erheben denn auch auf Grund der in ihrer Praxis gemachten Erfahrungen ihre Mahnstimme. Ich weise als Beleg dafür auf die aus einer warmen Liebe zum Volk geschriebene Broschüre von Frauenarzt Dr. H. Häberlin hin, betitelt: „Die Ethik des Geschlechtslebens", welche so lange Vorrat bei mir gratis bezogen werden kann.

Ich möchte aber, um die Zunahme von Prostitution und Unsittlichkeit überhaupt zu erklären, noch auf den engen Zusammenhang zwischen der Wohnungs- und Sittlichkeitsfrage aufmerksam machen. Ich behaupte, daß viele Klagen, welche laut werden, auf diesen Konto zu schreiben sind. Ich kann denen nicht beistimmen, welche die wirtschaftliche Not allein für das Vorhandensein der Prostitution verantwortlich machen; es spielen da noch ganz andere Faktoren mit. Es sind mir Ladentöchter bekannt, die Fr. 150.— Monatslohn beziehen und sich dennoch preisgeben, nur um die Lust zu befriedigen und Geld zu bekommen, um es den Modedamen gleichtun zu können. Aber sicher ist, daß den äußern Verhältnissen eine große Bedeutung zuzumessen ist. Man vergegenwärtige sich nur kurz folgendes: In unserer Stadt müssen Mietzinse bezahlt werden, welche beinahe unerschwinglich sind und zu einer schweren, drückenden Last für ganze Volksklassen werden. Der Broschüre von H. Schatzmann: „Kommunale Wohnungsfürsorge mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Zürich, 1910", entnehme ich, daß im Jahr 1878 der m² eines Grundstückes an der Bahnhofstraße, also an vorzüglichster Geschäftslage, Fr. 183.—, im Jahr 1899 aber sage Fr. 1460.— gekostet hat und im Jahr 1862 an der Badenerstraße (Arbeiterquartier) der m² auf Fr. 6.—, im Jahr 1904 aber auf Fr. 306.— zu stehen kam. Auf solch teurem Boden erstehen naturgemäß auch sehr teure Wohnungen und während ein paar Wenige einen sehr großen Gewinn machen, haben die Mieter die Preissteigerung zu bezahlen. So nimmt nachgewiesenermaßen die Ausgabe für den Mietzins dem lohnarbeitenden Mieter der Dreizimmerwohnung je nach beruflicher Qualität 30—50% seines Jahreseinkommens weg. Der Mangel an kleinen Wohnungen nötigt den Arbeiter, die Leute aus dem Mittelstand und besonders auch Witwen, welche aus dem Pensionsbetrieb leben, gar oft zum Bezug von größeren Wohnungen, und um den Zins für dieselben aufzubringen, kommen sie manchmal dazu, dubiose Personen bei sich aufzunehmen. Am Anfang schaut man vielleicht noch streng auf einen guten Leumund der Logisherren oder der Logisfräulein; da steht aber aus diesem oder jenem Grunde ein Zimmer längere Zeit leer, es sollte aber gezinst werden; wie groß ist da die Versuchung, Personen von zweifelhaftem Ruf

Aufnahme zu gewähren, besonders wenn sie noch besser bezahlen als andere! Während ich dies schreibe, steht eine mehr als 60jährige Witwe in meinem Zimmer; sie hat sich bis jetzt mit Gott und in Ehren durch die Welt gebracht. Sie hat zwei ineinandergehende Zimmer zu vermieten. Schon einigemale hat sie Offerten erhalten von Damen mit üppigem Leib und auffallendem Kleid, sie würden doppelt so viel bezahlen als verlangt wird. Die Witwe gibt einen abschlägigen Bescheid, sie duldet nichts Unerlaubtes in ihrer räumlichen Behausung, dafür aber stehen die Zimmer leer, aus deren Ertrag sie leben sollte. Tapferes Weib, wie viele mögen dir folgen?

Man halte sich vor Augen, wie viel Familiensinn, Schamgefühl und Sittenreinheit verloren geht in den durch Aftermiete überfüllten Wohnungen und welchen Eindruck das offene Zusammenleben in sogenannten Verhältnissen auf die Jugend machen muß, und man wird der Regelung der drückenden Wohnungsnot und der damit verbundenen Prostitution auf staatlichem und genossenschaftlichem Wege näher treten müssen. In den Wohnungen, welche die Stadt Zürich baut und weiter zu bauen gedenkt, ist die Aftermiete vertraglich ausgeschlossen und damit Leuten, welche gewerbsmäßig Unzucht treiben, von vorneherein die Türe verriegelt: gewiß eine rationelle und auch aussichtsreiche Bekämpfung der Prostitution.

* * *

Zum Schlusse möchte ich noch auf zwei Punkte aufmerksam machen, die meines Erachtens der Diskussion wert sind. Der eine ist mehr allgemeiner Natur, der andere bezieht sich mehr auf unsere stadtzürcherischen Verhältnisse.

Bei der Frage, aus was für Elementen sich die Leute rekrutieren, welche ihr Fleisch zu Markte tragen, stoßen wir wohl auf Personen aller Stände, besonders auf schlechtbelöhnte Fabrikarbeiterinnen, Näherinnen, Verkäuferinnen und Dienstmädchen. Das Hauptkontingent liefern aber die Kellnerinnen. Diese stehen in den Statistiken über die Geschlechtskrankheiten gewöhnlich im zweiten Rang. Die folgende aus dem Jahre 1907 stammende, von den Aerzten Lion und Loeb aus den Erfahrungen von Mannheim aufgestellten Angaben, dürften auch auf andere Städte zutreffen. Nach denselben wurden von 594 erkrankten Männern angesteckt durch:

Dirnen	278
Kellnerinnen, Buffetdamen	130
Dienstmädchen	60
Bürgerstöchter, Frauen	45
Ladentöchter	37
Arbeiterinnen	20
Näherinnen, Wäscherinnen	17
Künstlerinnen	7

Der Kellnerinnen-Beruf ist der mühsamste und gefährlichste

Beruf des Weibes. Durch die Entziehung des Schlafes, durch den beständigen Aufenthalt in den zur Erzeugung von Durst überheizten, tabakgeschwängerten Räumen und durch die Zumutungen, welche ihnen von den Gästen beständig gemacht werden, gehen die meisten nach ein paar Jahren körperlich und seelisch zu Grunde. Es braucht eine große Kraft der Seele, um den Intimitäten und Zärtlichkeiten der Herren Stammgäste gegenüber stark und rein bleiben zu können. Nur eine verschwindend kleine Zahl vermag dies, indem sie nach Erkenntnis der Gefahr sich in einen andern Beruf hinein flüchtet; die übrigen verfallen nach einem kurzen Frühling dem Siechtum, nachdem sie vielleicht noch vorher als Prostituierte manchem Vertreter des männlichen Geschlechtes ein dauerndes Andenken mit auf den Weg gegeben haben. Bin ich nun Utopist, wenn ich gestützt auf diese Beobachtungen, wie es kürzlich in der Zeitschrift „Frauenbestrebungen", Jahrgang 1910, Nummer 8, gefordert wurde, der gänzlichen Abschaffung des Kellnerinnenstandes das Wort rede? Sollte denn das, was in Italien, Frankreich und einzelnen Teilen der Vereinigten, Staaten schon längst besteht, nicht auch bei uns durchführbar sein? Ich kann nicht zusehen des Knaben Sterben! lesen wir von der Hagar in der Wüste; wir aber könnten untätig zuschauen, wie in einem Berufe Töchter ihre Gesundheit opfern, die Anspruch haben auf unsern Schutz, und, wenn sie einmal, weil verblüht, ausrangiert sind, eine Gefahr für die Volksgesundheit werden können? Im Frühling dieses Jahres haben 125,000 Frauen unter der Leitung der Frau Camilla Jellinek in Heidelberg die deutsche Reichsregierung mit folgender Petition begrüßt: „In Schankräumen von Gastwirtschaften und Schankstellen dürfen Gäste nicht durch Personen weiblichen Geschlechtes bedient werden. In Orten unter 5000 Einwohnern, sowie für Wirtschaften ohne Alkoholausschank und für die Ehefrau des Wirtes kann die höhere Verwaltungsbehörde den örtlichen Verhältnissen Rechnung tragen, Ausnahmen von dieser Regel gestatten; die Erlaubnis kann jederzeit widerrufen werden. Personen, die beim Inkrafttreten des Gesetzes schon im Kellnerinnenberufe stehen, sind von diesem Gesetze ausgenommen."

Es wäre zu wünschen, es würde eine solche Bewegung auch in unserem Lande eingeleitet; sie würde vielen Hindernissen begegnen, diese dürfen uns aber nicht zurückschrecken; sie sind vielmehr da, daß man sie mit tapferem Sinne überwindet.

Bis auf weiteres und Hand in Hand mit dieser Bewegung sollte, bis dieselbe Erfolg hat, eine vermehrte Fürsorgetätigkeit den Kellnerinnen gegenüber stattfinden. Wir besitzen Herbergen für Dienstmädchen, Ladentöchter, Fabrikarbeiterinnen u. s. w., wir haben in Zürich ein Kellnerheim, wäre nicht auch ein solches ebenso nötig für Kellnerinnen? Warum überläßt man die Stellenvermittlung beinahe ausschließlich den Privatbureaus? Schwester Henriette Arendt, gewesene Polizeiassistentin in Stuttgart, redet in ihrem Buche: „Menschen

die den Pfad verloren", pag. 38 und 39 von der segensreichen Tätigkeit des Stuttgarter Vereins zur Fürsorge von Gasthofgehilfinnen, der für die letztern ein eignes Heim besitzt und in beständiger Fühlung mit dem städtischen Arbeitsamte steht. In der gleichen Stadt hat sich auch ein Kellnerinnenverein organisiert, der sich das Ziel setzt, den eignen Stand zu heben, das Selbständigkeitsgefühl zu wecken und die Berufsinteressen nach außen hin zu vertreten. Eine Eingabe an die Regierung, in der sie unter anderem verlangen, daß unter 21 Jahren kein Mädchen zum Kellnerinnenberuf zugelassen werde, daß sie einen festen Gehalt bekommen, eine bestimmte Kündigungsfrist erhalten, ebenso Wohnung im Hause ꝛc., geben Zeugnis vom Ernst ihres zielbewußten Strebens.

Und nun sei zuletzt noch eine Frage berührt, welche speziell unsere Zürcher Verhältnisse betrifft. Es ist einleitend davon die Rede gewesen, wie bei uns die Tendenz besteht, die polizeiliche Tätigkeit, welche beständig nach kalten Paragraphen und Strafbestimmungen handeln muß, in Fürsorgetätigkeit ausmünden zu lassen. Es muß durchaus anerkannt werden, daß bei den obersten Organen unserer Sittenpolizei der aufrichtige ernste Wille vorhanden ist, nicht bloß mit dem Strafkodex auf die Opfer der Unzucht loszustürzen, sondern in ihnen den Menschen zu suchen und ihnen zu einer neuen Lebensführung zu verhelfen; aber was können sie ausrichten, wenn ihnen überall die Hände gebunden sind? Herr Professor L. Köhler hat ganz recht, wenn er in einem Artikel betitelt: „Der Zürcher Narreninspektor", der mir dieser Tage zufällig in die Hände fiel, erklärt: „Es wird wieder eine Zeit kommen, da man eine Laterne anzünden und das Herz wieder suchen wird, das Herz, ohne das keine Not sich wahrhaft heilen läßt, das Herz, das kein Verstand, keine Organisation und keine Zentralisation ersetzen kann." Aber wie, wenn das Herz, das gern helfen und retten möchte und auch das bestimmte Gefühl hat, es könnte geholfen werden, in der Durchführung dessen, was es will, zu einer lähmenden Halbheit verurteilt wird, nur weil die finanziellen Mittel fehlen, um das Erhoffte zu erreichen? Polizeikommissär und Polizeiassistentin kommen täglich in den Fall, sich mit Töchtern abzugeben, welche, wenn sie geschlechtskrank sind, dem Kantonsspital zur besondern Behandlung zugewiesen werden, und wenn eine Krankheit nicht konstatiert ist, in einem andern für solche Personen bestimmten Lokal Aufnahme finden.

Wie sieht es nun aber in dem für Geschlechtskranke bestimmten Zimmer aus? Man hat mir abgeraten, davon zu reden, ich muß es aber tun, auch auf die Gefahr hin, daß man mir die Einmischung in Verhältnisse vorwerfe, die mich nichts angehen. Sie gehen mich aber gerade so viel an, wie die Not des Bruders, der als Mensch Anspruch auf erbarmende Liebe hat. In diesem Zimmer, das manchmal überfüllt ist, stehen 10 Betten; hier werden einlogiert und ärztlich behandelt Dirnen, die zu wiederholten Malen geschlechtskrank ge-

wesen, jegliches Schamgefühl verloren haben und nach ihrem Cynismus in Rede und Benehmen zu schließen, unter die Stufe des Tieres gesunken sind, und neben diesen liegt vielleicht eine 16jährige Tochter, welche durchaus ehrbar gewesen, aber von einem Wüstling verführt und angesteckt worden ist; ja das Kinderfürsorgeamt hat schon Kinder wegnehmen müssen, welche in dieses Zimmer gebracht worden waren. Man muß alle Patienten ohne Unterschied des Alters und der moralischen Beschaffenheit im gleichen Raume unterbringen. So kann es vorkommen, daß die Insassen wegen eigentlicher Radauszenen gemaßregelt werden müssen. Die Aerzte sind ohnmächtig. Seit Jahren sollen ihre Reklamationen mit dem Hinweis auf die beschränkten Raumverhältnisse des Spitals abgewiesen worden sein. Solche Zustände nenne ich einfach unhaltbar, ja skandalös. Bedenkt man denn nicht, was für ein Gift aus einem solchen Zimmer ausgehen kann aufs Volk, auch wenn die Insassen desselben für den Augenblick dasselbe wieder körperlich gesund verlassen? Manches Mädchen hat mir bekannt — Beweise liegen vor — daß es in innerer Scham und Reue dieses Zimmer betreten habe, daß aber die Gefühlsrohheiten, mit denen ältere Dirnen ihre vielfachen Erfahrungen zum besten gegeben, die aufkeimenden besseren Regungen einfach zum Schweigen gebracht haben. Da muß Remedur geschaffen und mehr individualisiert werden. Typhus- uud Pockenkranke isoliert man, man nimmt sie von den übrigen Kranken weg, Geschlechtskranke aber heilt man physisch, läßt sie aber moralisch zu Grunde gehen. Zu dieser Bemerkung bringt mich folgende Erwägung: Man gestattet wohl die religiöse und moralische Beeinflussung dieser Kranken; bei solchen Besuchen kann man manchmal Zeuge davon sein, wie besonders bei jungen Mädchen ein eigentliches Verlangen nach der Rückkehr in geordnete Verhältnisse und einem neuen Leben zu konstatieren ist. Aber was helfen alle diese guten Vorsätze, wenn mit dem Tage der Entlassung der Kampf mit dem versuchungsreichen Leben wieder beginnt, ein solches Mädchen ohne Existenzmittel, manchmal auch ohne rechte Kleider und weitere persönliche Anleitung sich selbst überlassen ist; wie unendlich groß ist da die Gefahr, daß ein solch armes Wesen schwach und verzagt wird, enttäuscht aufs Neue fällt, nur weil keine rettende Hand sich gezeigt hat? Da fehlt eine Zwischenstation zwischen Verhaftzelle und Spitalpflege einerseits und dem Leben und seinem rauhen Kampfe andererseits. Was wir für unsere städtischen Verhältnisse dringend bedürfen, das ist das vom Polizeikommissariat längst gewünschte sogenannte Refugium, d. h. eine Zufluchtstätte, in der sich die Töchter so lange aufhalten können, bis sie eine gewisse Gewähr für innere Festigkeit bieten und sie in eine bestimmte berufliche Beschäftigung zurückkehren können. Es ist dies nicht nur ein Gebot der Liebe, sondern auch ein Gebot der Klugheit und des Selbsterhaltungstriebes des Staates. Die Kosten, welche daraus erwachsen, zahlen sich bei weitem zurück durch das, was durch die Verhütung weiterer Erkrankungen oder sonstiger Verirrungen erspart werden kann. Eine

im Anfang des 19. Jahrhunderts in England lebende Trinkerin und Vagabundin hat nach genauen Erhebungen eines Arztes eine Nachkommenschaft von 839 Personen gehabt, unter diesen waren 100 unehelich geborene, 181 Prostituierte, 142 Bettler, 64 Armenhausinsassen und 76 schwere Verbrecher und sie haben alle den Staat und die Armenverbände ungefähr 5 Millionen gekostet. Denken wir daran, was für eine Vergiftung und Degeneration von einer einzigen geschlechtskranken Person ausgehen kann in ihren mannigfachen Verzweigungen auf Kinder und Kindeskinder und welche Kosten eine Person den Gemeinwesen auferlegt, welche durch unsere Hilfe hätte gerettet werden können, aber aus Mangel an Mitteln, wie man sagt, die nötige Fürsorge nicht erhalten hat! Nach dem Grundsatz: Strenge gegen die Sünde, aber Milde gegen den Sünder, heißt es hier eingreifen und handeln. Wo gesetzliche Strenge nichts vermag, da kann die erbarmende Liebe — sagen wir das Herz — Wunder wirken. Die armen Mädchen sind ungemein dankbar für jene Liebe, welche nimmer aufhört und an das Göttliche im Menschen glaubt. Diese Liebe, welche des Gesetzes Erfüllung ist, macht eine Arbeit leicht, welche allerdings eines besonderen Taktes bedarf, und ihren Zweck ganz verfehlt, wenn sie in einem richtenden, pharisäisch selbstgerechten Geiste getan wird.

Man redet vom Alkoholelend; dieses ist vorhanden, aber ebenso groß sind die sexuellen Notstände. Mit dem bloßen Klagen über bestehende Uebelstände kommen wir nicht weiter, sondern es heißt auch da im Dienste der fürsorglichen Liebe handeln nach dem Wort: Arbeiten und nicht verzweifeln!

J. Spinner.

Rundschau.

Tolstois Tod ist nicht nur ein willkommener Gegenstand für schreiblustige Literaten, sondern ein Ereignis von wirklicher innerer Größe. Zwar scheint es gerade bei einem solchen Mann wenig zu bedeuten, ob er leiblich noch unter uns sei oder nicht, da er auf alle Fälle eine lebendige Macht bleibt und diese Macht des lebendigen Geistes den Tod zu einem bloß nebensächlichen Geschehnis macht. Und doch fühlen wir, daß wir ärmer geworden sind. Er war doch ein ganz Großer, Einer, der es nicht für ein Märchen hielt, ein Leben im heroischen Stil zu führen. Solcher gibt es ganz Wenige. Unsere Zeit scheint den Menschen die Lust und den Mut dazu immer mehr zu rauben. Es wird immer mehr Donquichoterie in ihren Augen. Da war es eine große Erquickung, zu wissen: ein solcher Mensch, ein Mensch, der das Leben noch für etwas Tiefes hält, der heroisches Leben für natürlich und selbstverständlich hält, der wirklich Großes gewagt hat und immer noch wagt, lebt wirklich unter uns, atmet die gleiche Luft mit uns. Darum sind wir jetzt beraubt. Und doch, wie dankbar müssen wir sein, daß wir diesen Mann gehabt haben! Denn nichts war vor einigen Jahrzehnten weniger selbstverständlich, als daß ein solcher Mensch möglich sei. Wer von uns es noch erlebt hat, wie die Kunde von der großen Wendung seines Lebens zu uns kam und welche Wirkung sie tat, der weiß es: es war ein Wunder. Mitten in eine noch